Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **18 (1936)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 20. März 1936 — Erscheint jeden Freitag — 18. Jahrgang. Nr. 12

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Einladung

zur

12. Generalversammlung

der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“

auf Samstag, 28. März 1936, punkt 15 Uhr, im Saal der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29.

Traktanden: Protokoll, Jahresbericht, Jahresrechnung, Wahlen, Antrag des Vorstandes betr. Rückzahlungen von Genossenschafts-Anteilen, Verschiedenes.

Nach den Vereinsgeschäften:

Plauderei über **„Wie entstehen die Nummern des Schweizer Frauenblatt?“** von **E. Bloch,** unserer Redaktorin und **C. Fischer,** welche die Administration besorgt.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein der Vorstand.

P. S. Sollte wegen ungenügendem Besuch die Versammlung nicht beschlußfähig sein, so wird eine 2. Generalversammlung der ersten sofort folgen.

Aus dem Inhalt:

Marie-Jeanne Bassot †
Alte Webekunst im fernen Bergtal
„Neue“ Mode

Wochenchronik

Ausland.

Trotz den schweren Anklagen Hitlers gegen den Russenpakt hat der **französische Senat** auch nicht um einen Tag die **Ratifikation** desselben hinausgezögert und diese letzten Freitag mit einem Mehr von 231 gegen 53 Stimmen genehmigt, wobei der Berichterstatter Le Trocquer gegenüber Hitlers Behauptungen ausdrücklich bemerkte, daß Frankreich im Falle eines Konfliktes keineswegs die Möglichkeit habe, einseitig zu entscheiden, wer der Angreifer sei — im Gegenteil: es müsse sich der Entscheidung des Völkerbundsrates fügen.

Mittlerweile haben die Locarnomächte ihre aus dem erbitterten Paris — war doch hier bereits da und dort schon das Wort „Präventivkrieg“ gefallen — in das besonnere Milieu von **London** verlegte **Konferenz** fortgesetzt. Da Frankreich sich durchaus weigerte, unter dem Druck der Besetzung der neutralen Zone zu verhandeln, versuchte England zunächst Deutschland zur Zurücknahme wenigstens eines Teiles seiner Rheinlandtruppen zu bewegen, um so gewissermaßen „symbolisch“ den vertragsmäßigen Zustand wieder herzustellen. Deutschland machte diese „Geste“ nicht, auch die verschiedenen Wahlreden Hitlers (von denen noch zu sprechen sein wird) trugen nicht gerade zur Besänftigung bei. England sieht — wenn es auch im Verein mit Italien absolut die Verletzung des Locarnopaktes und daraus folgernd seine Garantiepflicht anerkennt — seine Aufgabe im gegenwärtigen Konflikt mehr darin, zu vermitteln und einen möglichen Krieg zu verhindern; während Frankreich vor allem darauf dringt, den verletzten Rechtszustand wieder herzustellen: „Soll denn die Politik des ‚fait accompli‘ in Europa zum System erhoben werden?“ sagte einmal Flandin im Laufe der Verhandlungen. Trotz dieser weit auseinandergehenden Auffassungen ist es den Locarnomächten nach mühseligen Verhandlungen und zeitweise sogar tiefgehenden Verstimmungen nun doch gelungen, zu einer Vereinbarung über die künftige Regelung der durch den Vertragsbruch geschaffenen Lage zu kommen.

Letzten Samstag ist nun — ebenfalls in London — der **Völkerbundsrat** zur Entgegennahme der Klagen Frankreichs und Belgiens zusammengetreten. Frankreich erklärt sich neuerdings bereit, die Frage des Russenpaktes dem internationalen Gerichtshof im Haag zu unterbreiten und sich jeder Entscheidung desselben zu unterziehen, während Belgien mit der Feststellung tiefen Eindruck machte, daß es als mit dem Russenpakt nichts zu tun habend Deutschland auch nicht den leisesten Anlaß zur Vertragsverletzung gegeben habe. Auch der Völkerbundsrat ist eher für Kriegsverhütung und Vermittlung als für vorschnelle Urteilsfällung. Es gelang den versöhnlicheren Elementen, eine Einladung an Deutschland, an den Ratsverhandlungen teil zu nehmen, durchzubringen und dies in einer Form, die ihm keine Handhabe zur Ablehnung bot. Die Einladung erging. Deutschland stellte Bedingungen: Vollkommene Gleichberechtigung und sofortige Beratung von Hitlers Vorschlägen. Neue Entrüstung über dieses doch eher mißverstandene „Ultimatum“, einiges Hin und Her, eine largere Interpretation des „sofortig“ und das erstere, die Gleichberechtigung, wurde angenommen, für das letztere als allein die Locarnomächte angehend, erklärte sich der Völkerbundsrat als nicht zuständig. Deutschland entsendet nun also eine Delegation nach London. Bereits hat deren Leiter v. Ribbentrop seine Arbeit aufgenommen und vor dem Völkerbund Deutschlands Auffassung von der Unvereinbarkeit des Russenpaktes mit dem Locarnopakt vertreten. Die Frage vor den Haager Gerichtshof zu bringen, sei deshalb abzulehnen, weil sie allzu politisch sei, als daß sie von jener Instanz unter allen Gesichtspunkten gewürdigt werden könnte. (Die Verhandlungen gehen weiter.)

Wir sprachen von **Hitlers Wahlreden.** Hitler hat nämlich im Anschluß an seine Reichstagsrede den Reichstag als aufgelöst erklärt und auf den 29. März Neuwahlen angeordnet, um „dem deutschen Volk damit Gelegenheit zu geben, sich für oder gegen seine Politik auszusprechen.“ Seine bisherigen Reden von Karlsruhe, München, Frankfurt und Königsberg sind natürlich in London nicht unbeachtet geblieben, weder nach der einen noch nach der andern Seite: Versöhnlichkeit, Versprechen, und Herausforderung, Großmachtansprüche widersprachen sich allzusehr.

Vom übrigen Europa ist noch zu sagen, daß in **Spanien** neue blutige Unruhen und Brandstiftungen aufflammten, daß die **Römerkonferenz** von Oesterreich, Ungarn und Italien um ein paar Tage verschoben wurde, daß die österreichischen Minister in **Budapest** zu einer Vorbesprechung waren, daß die **Annäherung** zwischen Oesterreich und der Tschechoslowakei trotz allem erfreuliche Fortschritte macht und daß eben der unerwartete Tod des griechischen Staatsmannes und Revolutionärs **Venizelos** gemeldet wird. In **Japan** hat sich endlich eine neue Regierung gebildet — weiches Wachs in der Hand der Militärpartei. Das sagt genug.

Inland.

Angesichts des großen Raumes, den die Auslandsberichterstattung immer noch beansprucht, müssen wir uns auch für diesmal darauf beschränken, unsere innenpolitischen Geschehnisse nur kurz zu resümieren. Die beängstigenden Vorgänge im Ausland haben unsere Aufmerksamkeit erneut auf unsere Landesverteidigung gelenkt. Die schweiz. freisinnig-demokratische Partei trat auf einer kürzlichen Zentralvorstandssitzung für die möglichste Beschleunigung unserer militärischen Rüstungen ein. Das Herannahen der Frühjahrssession der Bundesversammlung zeigen verschiedene bundesrätliche

(Fortsetzung siehe auf Seite 2)

Friedensarbeit in England

Von Dr. Elisabeth Rotten.*

Wer um den Frieden Europas, um den Frieden der Welt besorgt ist, wer im Frieden mehr und andres sieht als bloßen Nichtkrieg in einer waffenstarrenden Welt: der blickt heute auf London so erwartungsvoll wie auf Genf; der erwartet nicht nur von der englischen Diplomatie, sondern auch vom englischen Volk, hinter seiner auswärtigen Politik stehend und sie anteilvoll, ja leidenschaftlich, und oft mit Argwohn begleitend wie nur je eine Demokratie, einen gewaltigen Anstoß zu einem gemeinsamen Ruck vorwärts im kollektiven Denken, Sein und Neuwerden Europas.

Welche geistigen Kräfte haben England aus seiner berühmten „Insularität“ erweckt und den Umschwung zu weltweiter Verantwortung vollzogen? Die Erschütterung durch den Weltkrieg reicht zur Erklärung nicht aus, denn nicht in allen vom Kriege mitgenommenen Ländern läßt sich ein so drastischer Wandel feststellen — so gern man es möchte. Auch das Eigeninteresse, das England an einem friedlichen Weltregiment haben muß, um sein Imperium vor dem Auseinanderfall zu schützen, erklärt nicht zur Genüge das Gefühl aktiver Mitverantwortung des Inselreichs am Wohl und Wehe der andern Völker, noch die Bereitschaft der englischen Oeffentlichkeit, auch das Risiko einer Mitarbeit an der Befriedung Europas mitzutragen.

Es ist nicht möglich, in der gebotenen Kürze die tieferen Strömungen aufzuzeigen, die das englische Volk, das der Kriegsspielerei im Frieden nie günstig war, eine koloniale Eroberungspolitik aber gern duldete und sich gegen Konflikte anderer Völker am liebsten verschanzte, der aktiven Friedensbewegung so weit geöffnet haben wie kaum ein anderes Land. Es können hier nur einige Symptome aufgedeckt werden, die als Gradmesser für die Tiefe des allgemeinen Interesses an einer Umstellung der Völkerpolitik und den Wandel der Auffassung innerhalb Englands selbst kundtun. Für das erste möge das Resultat des

„Friedensreferendums“

im englischen Volk 1934/35 — mehr noch die Art, wie dies Ergebnis erlangt wurde — für das zweite die Stellung der „C. O.'s.“ — Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensbedenken — dienen.

Die „Nationale Deklaration zum Völkerbund und zur Rüstungsfrage“ wurde von der britischen Vereinigung für den Völkerbund (League of Nation's Union) im April 1934 auf Veranlassung Lord Robert Cecils und unter seiner Führung vorgenommen. Nicht etwa aus einem Optimismus, der in pazifistischer Hochstimmung des englischen Volkes diese Welle hätte auffangen und fixieren wollen. Nein, in einer Periode, als die Haltung der großen englischen Presse und die Führung der auswärtigen Politik Englands eine erschreckende Völkerbundsmüdigkeit dartaten. Lord Robert kommt das hohe Verdienst zu, daß er die Blicke tiefer richten wollte und in seinem hoffenden Vertrauen, durch eine Volksbefragung einen standhafteren Befriedungswillen des englischen Volkes bloßlegen zu können, doch auch das Wagnis auf sich nahm, den Pessimismus der Presse und der Neigung der „nationalen“ Regierung bestätigt zu sehen oder immerhin eine große Gleichgültigkeit zutage zu fördern — die freilich für die englischen Friedensarbeiter auch Lehre genug zur Selbstprüfung gewesen wäre.

Der offizielle Bericht der Generalsekretärin des (völlig privaten) Referendum-Komitees, Dame Adelaide Livingstone, liest sich für den, der in der Friedensarbeit lebt, wie ein spannender, das Herz schwellender Roman! Eine halbe Million freiwilliger Mitarbeiter (in der Schweiz wären es im Verhältnis zu unserer Bevölkerung ca. 40,000 Menschen gewesen) gelangt in unermüdlicher Hilfsarbeit, die unter dem Zeichen der sachlichen Aufklärung, nicht der Propagandamittel einer Wahlkampagne steht, zu Ergebnissen, die die kühnsten Hoffnungen übertreffen. Fast 12 Millionen beteiligen sich an der Abstimmung, zu der jedermann (einschließlich jede Frau!) über 18 Jahren eingeladen, an der sich zu beteiligen aber niemandem zum persönlichen Vorteil war. Auch stand jedem das „Nein“ ohne Gefahr irgendwelcher Diskreditierung offen. Folgende Zahlen der Antworten auf die in vereinfachter Form wiedergegebenen Fragen mögen für sich selber sprechen.

Fragen	Ja	Nein
Mitarbeit Großbritanniens im Völkerbund . . .	11,166,818	357,930
Allgemeine Abrüstung durch internationale Vereinbarung	10,542,738	861,431
Verbot aller privaten Herstellung von Kriegsmaterial und allen Handels damit durch internationales Abkommen .	10,489,145	780,350
Durchführung kollektiver Maßnahmen geg. einen etwaigen Friedensbrecher (Sanktionen)		
a) wirtschaftlicher, nicht militärischer Art . . .	10,096,626	639,195
b) wenn nötig auch militärischer Art . . .	6,833,803	2,366,184

In einer imposanten Riesenversammlung unter dem Vorsitz von Lord Robert Cecil und dem höchsten Würdenträger der englischen Staatskirche, dem Erzbischof von Canterbury, wurden am 27. Juni 1935 die Resultate verkündet, die tiefere Bedeutung haben als irgendwelche Wahlergebnisse, weil sie jenseits aller Parteikämpfe gewonnen wurden. Kann man sich nun noch über die an sich so erstaunliche Tatsache wundern, daß vom September 1935 an eine in ihrer wesentlichen Zusammensetzung konservative, aber der demokratischen Tradition getreue Regierung ihren außenpolitischen Kurs ändert und fast restlos demjenigen im Programm der Arbeiterpartei — Labour — anpaßt? Wie wachsam die Linksparteien sind, diese Haltung nicht zu einer innerpolitisch werbenden bloßen Geste oder zum Deckmantel für eine Wiederaufrüstungspolitik zur „Stärkung der kollektiven Sicherheit“ werden zu lassen, beweist die jüngste Unterhausdebatte über das neue Wehrprogramm der Regierung, beweisen die gewichtigen Vorschläge zu positiver Friedensanbahnung mit neuen Lösungen der Kolonial-, Mandats- und Rohstoffragen, mit denen die Friedensorganisatio-

* Die Bedrohung durch Krieg steht uns näher wie je. Umso mehr heißt es, bei vollem Wissen um die enormen Schwierigkeiten, welche einer Befriedung Europas und der Welt entgegenstehen, noch daran glauben und alle die Wege suchen und gehen, die nicht nur den Krieg verhindern, sondern auch die Gesinnung der Völker zum Friedenswillen stärken. In solchem Zusammenhang ist uns die ausgedehnte englische Friedensarbeit von großer Bedeutung. Red.

Die Erde könnte ein Himmel sein, wenn man recht tut, Frieden sucht und wenig wünscht.

Pestalozzi

Anna König

Von Johanna Siebel.

(Fortsetzung.)

Der Pfad führt jetzt bergan. Die feine, klare Winterluft wird kühler, und der Sonne Strahlen fallen in breiten, lohenden Lichtern gleich wabernden Riesenfackeln über den Schnee und entzünden die Flächen zu scheinender Glut.

Der Knabe hat die tiefen, traurigen Augen geschlossen, sein dünnes Gesichtchen ist rot überwärmt vom Feuer der Sonne, die aus ihrer urewigen Fülle den Schein blutvollen Lebens auch über das saftlos Entkräftete weht.

Langsam kriecht das Gefährt aufwärts, gefolgt von seinem Schatten, der ihm hart zur Seite wandelt, ein drohendes Phantom, das sich nur träge, widerwillig fortbewegt auf dem glutenden Schnee.

In der Mitte der Halde stößt des Wagens Schwere Anna für einige Schritte zurück. Unheimlich schwankt des Schattens Ungeheuerlichkeit hin und her.

Verstört, mit leisem Aechzen stemmt Anna die ermattende Kraft gegen das niederzwängende Gewicht, das mit ihr in die Tiefe zu rollen droht. Ihre Augen beginnen zu flackern, sie schwankt. Ihr ist plötzlich, als hinge sie an himmelhoher Wand, die mit scharfschneidigem Dornengerank dicht umwunden sei.

Anna schluchzt plötzlich auf, sie gleitet aus. Sie liegt auf der harten, gefrorenen Erde, als Prellstein vor den Rädern des abwärts drängenden Wagens, bedeckt von seinem schweren drohenden Schatten.

Mechanisch greifen ihre Hände in das blanke Stahlgeflecht der Speichen, als griffe sie in das Dornengerank der jäh steigenden Wand.

So liegt sie eine Weile, den Kopf schwer atmend am Arm und Wagenrand gelehnt.

Dann ermannt sich ihr betäubter Sinn, ihre Finger tasten in den losen Schnee am Wege und führen ihn an die glühende Stirne. Als habe ihr Wesen aus einer geheimen Quelle neue Kraft empfangen, so richtet sie sich jetzt empor, schüttelt ihr schneebestäubtes Gewand und schiebt den Wagen wieder die Halde hinan.

Dem schlummernden Kinde nickt sie zu: „Gut, daß du schläfst, gut, daß du schlafen kannst; das kürzt dir deine Leiden! Wenn ich könnte, ich lehrte dich schlafen: viel und lang; glaube mir!“

Immer klarer wird Annas Blick, aufmerksam betrachtet sie das Kind, weiter weben die Gedanken ihr trostloses Gebilde:

„Armer Bub, keinen Vater haben und ein Krüppel sein dein Leben lang, das ist hart! Im besten Falle nur kriechen können gleich einem unverständigen Tier, gleich einem verächtlichen Wurm, mit deinem lieben, armen Kopf zu den Füßen der Menschen, daß sie die Stirne dir stoßen, das Haupt dir blutig treten, wenn sie in rohem Gleichmut ihrer Schritte nicht achten!“ Gemartert schaut Anna zur Seite... Dann nickt sie überlegen vor sich hin. Ihr Auge ruht mit ergreifendem Ausdruck an dem Knaben, und in der Art jener Mütter, die mit ihren Kindern das Zukünftige und Vergangene in lauter und leiser Zwiesprache voll restloser Wahrheit verhandeln, die dem Eigengeborenen alles vertrauen, des Herzens tiefste Not und seine seligsten Freuden, als wäre da nichts zwischen Himmel und Erde, was eine Mutter bewegt, daß es ihr Kind nicht verstünde: so beginnt sie mit leisem Tone: „Das ist die Sünde der Väter, das ist die Grauen einflößende Gerechtigkeit, die das Verbrechen der andern am schuldlosen Kinde heimsucht vom Mutterleibe an, welche die Frucht, die zur Freude, auf Erden erblühen könnte, krank macht im Keime und die das empfangende Fleisch in furchtbarer Weisheit so härter zu strafen versteht als durch klaffende Wunden am eigenen Leibe und die Seele mit schlimmern Ruten peitscht als die zackigste Geißel vermag!“

Mit schrillem Ton hält Anna einen Augenblick den Wagen still, dann spricht sie, schwerfällig weiterschreitend: „Weißt du auch, daß ich träumte, dein Lächeln sollte meine Ewigkeit, deine Liebe mein Trost zum Leben wie zum Sterben sein? Weißt du, daß ich in grenzenloser Vermessenheit wähnte, trotz allem dein Leben in glitzernden Sonnenschein hüllen zu können? Alles, was an der Heiterkeit Gold aus fernen Kindertagen mir auf der Seele lag, wollte ich heben, mein herber Ernst sollte dich nicht schrecken. Ganz ausfüllen sollte dich meine Liebe: ich wollte du werden; in dir wollte ich nicht aufhören! Ein vaterloses Kind muß eine gute Mutter haben und alles in der Mutter finden. So dachte ich, und ach, viel Schöneres noch! Und erstickte in mir die furchtbare Not, daß dich der Vater verließ, bevor er dich geschaut, daß er mit zähem Schmutz bewarf, die sich deine Mutter fühlte!

Auf einmal lacht Anna auf, jenes kurze grausige Lachen, das sich der Brust entringt, wenn die Augen das Weinen verlernen!

Und unter jenem herzzerreißenden Lachen stößt sie gell hervor: „Seht doch, wie sich mein Wünschen erfüllt: sein Lächeln ist trauriger noch als sein Klagen, ein Krüppel ist er und ein Bastard! Einer, der noch nie ein armseliges Blümchen pflückte mit eigener Hand, ein Ausgestoßener, ein Gerichteter von Anbeginn! Seht seine groteske Gestalt, sein gräßliches Leid! Seht Gottes furchtbaren Fluch auf meiner atmenden Schuld!“

Völlig erschöpft hält sie inne, immer noch das furchtbare Lachen auf den verzogenen Lippen. Die Augen glühen, heiße Flecken brennen auf den Wangen, und ein Frost schüttelt die Glieder. Kraft suchend, birgt sie das Haupt einen Augenblick auf der Decke des Wagens.

Hastiger alsdann rollen die Räder über den knirschenden Grund. Der glühende Himmel wird fahler, der scheinende Schnee erblaßt. —

Anna nähert sich jetzt einem kleinen, weißgetünchten Hause; zwei Frauen schreiten an ihr vorbei und fragen mitleidig: „Wie gehts mit dem Rudi, was hat der Doktor gesagt?“ Anna streicht nervös über den Wagenrand und entgegnet mit scheugesenkten Blicken: „Er .... weiß nicht mehr als die andern; er .... sagt, hier kann nur ein Wunder helfen!“

„Arme Mutter,“ flüstern die Frauen im Weitergehen und schauen sich teilnahmslos um; „der würde auch wohler sein, sie hätte nie geboren! Da wird kein Wunder helfen, es sei denn der Tod, und dem verkrüppelten Bub möchte man nichts Lieberes wünschen!“

Annas scharfes Ohr erhascht durch die klare Winterluft ganz deutlich die Worte. Plötzlich starrt sie betroffen vor sich hin, wie einer, der entsetzt etwas Unfaßliches schaut; wie unter einem körperlichen Schmerz dreht sie das Haupt mühsam nach rechts und nach links und schließt die Augen, als sehe sie ein Grauen, sie wehrt mit der Hand: „Fort, doch, fort! ihr seid der Hölle entstiegen, ich will euch nicht sehen, ich will euch nicht hören! Zum Frevel den Frevel häufen? Zur Sünde Verbrechen gesellen? Fort, sage ich euch, fort!“

(Fortsetzung der Wochenchronik)

Berichte und Botschaften an: Der Bericht über die eidg. Staatsrechnung mit einem Rüschlag von nur 18,5 statt der budgetierten 41 Millionen, die Botschaft über die Bundeshilfe für die Milchproduzenten mit einer Einsparung von ca. 5 Millionen, eine Vorlage über ein neues Bundesbahngesetz, die Neuregelung des Geschäftsreglementes des Nationalrates behufs Eindämmung der Redefluten usw. Seine Finanzsanierung hat endlich der Basler Große Rat unter Dach gebracht, während der Zürcher Kantonsrat u. a. das Schulleistungsgesetz annahm, das leider aus Spargründen eine Schlechterstellung der Lehrerinnen gegenüber den Lehrern bringt. Regierungsratswahlen haben im Kanton St. Gallen stattgefunden, doch ohne jene unschönen Begleiterscheinungen, da sich die Parteien vorher verständigen konnten. Ein neues Armengesetz, das den Uebergang von der ortsbürgerlichen zur wohnörtlichen Armenfürsorge gebracht hätte, hat leider der Kanton Waadt abgelehnt. Die Arbeitslosigkeit ist um etwa 4000 zurückgegangen, immerhin etwas mehr als im Februar vergangenen Jahres. Gleichwohl lastet die Arbeitslosigkeit mit ca. 119,000 Arbeitslosen noch immer schwer auf unserm Lande, die Verzweiflung führte zu Arbeitslosendemonstrationen in Bern und kürzlich auch in Biel.

---

nen an die Oeffentlichkeit treten und denen die Liberalen und die Arbeiterparteien ihre Unterstützung leihen. Und nicht nur sie: Lord Lugard, ein von „rechts" herkommender Kolonialpolitiker, überschreibt einen Artikel in der „Times" zur Beantwortung dieser ins Publikum gedrungenen Fragen nicht: „Muß Großbritannien Opfer" (für internationalen Ausgleich) bringen?", sondern „Was muß Großbritannien opfern?" („What British Sacrifice?") und möchte die engherzige britische Schutzzollpolitik des Ottawaabkommens von 1932 als friedehemmend preisgeben sehen.

Ein Maßstab für den Wandel der öffentlichen Meinung in England auch in den Fragen des radikaleren Pazifismus ist die Stellung der Kriegsdienstverweigerer in der Volksgemeinschaft. Die Tausende, die während des Weltkriegs um ihrer vom Gewissen diktierten Haltung willen im Volke verfemt waren und zu der Gefängnisstrafe, die die meisten erlitten, bürgerlichen Ehrverlust noch auf Jahre nach der Verbüßung der Strafe zu tragen hatten, haben das Denken über die grundsätzliche Bejahung des Krieges, wenn auch nur als des letzten Ausweges, gewaltig aufgerüttelt. Ein damals junger Führer der Bewegung von 1915 an, zu der Zeit Clifford Allen, ist heute als Lord Allen of Hurtwood ein angesehenes Oberhausmitglied, der noch heute zu seinem einstigen, mit Gefängnis gebüßten Bekenntnis steht. Die Labour Party plant, sobald sie wieder in der Regierung sitzt, die dem Völkerbund geleistete Verpflichtung Englands, internationale Streitfälle einem Schiedsgericht zu unterbreiten, auch innenpolitisch als Gesetz zu beantragen, so daß kein wehrfähiger Engländer in einem Kriege seines Landes, der unter Nichtachtung jener Verpflichtung erfolgte, zum Kriegsdienst gezwungen werden könnte, die Verweigerung aus Gewissensgründen also legalisiert wäre. Und die Kirche, die jenen „Outsiders" im Weltkriege keinen Schutz lieh, hat in einer Deklaration des Organs der Staatskirche, der Lambeth Church Conference, bereits 1930 erklärt, die christliche Kirche solle künftig sich weigern, einen Krieg zu unterstützen, den das eigene Land ohne vorherige Unterbreitung des Streitfalls vor ein Schiedsgericht führen sollte — was praktisch zur Ablehnung jeder Kriegsunterstützung führen müßte, wenn, wie erstrebt, die Annahme des Schiedsspruches obligatorisch ist.

Die englischen Friedensarbeiter wissen, wie viel noch zu tun ist. Die Frauenverbände haben fast alle ernste Friedensarbeit auf dem Programm. Sie wird in hohem Maße erzieherisch aufgefaßt, aber keineswegs nur im Hinblick auf die junge Generation, womit die Aufgabe auf die Jugend abgewälzt würde, sondern als Volkserziehungsfrage erster Ordnung. Die Mitarbeiter an der Volksbefragung schätzen die Kontakte zwischen der Bevölkerung und der organisierten Friedensbewegung, die sich aus der Aktion ergeben haben und weiter gepflegt werden, weit höher ein als das bloße zahlenmäßige Ergebnis. Im Radio sind informierende Vorträge über die Tätigkeit und die praktischen Vorschläge der Pazifisten häufig und geben, auch wo sie umstritten und mit Gegenargumenten beantwortet werden, Stoff zu eigener Prüfung. Umwandlung der negativen Kriegsablehnung in tägliche positive Arbeit für Recht und Rechtlichkeit und Bereitschaft zum nationalen Verzicht um der größeren Gerechtigkeit als Friedensbasis willen — in diesen Zielen weiß sich die englische Friedensbewegung geeint, auch wo, wie überall, die Meinungen über die besten Mittel auseinandergehen.

Marie-Jeanne Bassot †

In Paris ist vor kurzem M.-J. Bassot, eine Sozialarbeiterin großen Formates gestorben. Wir zweifeln nicht, daß viele unserer Leserinnen mit warmem Interesse von dem

heroischen und bescheidenen Leben

der Verstorbenen — so nennt ihre Biographin in „La française" ihren Weg — lesen werden. Sind doch ab und zu auch junge Schweizerinnen als Lernende unter der Führung dieser klugen und gütigen Frau gestanden.

Eine der größten schöpferischen Arbeiterinnen auf sozialem Gebiete ist im Alter von 57 Jahren in Paris gestorben. Nicht nur als große Wohltäterin, sondern durch ihre besondere Auffassung des Wohltuns für die arbeitende Menschheit ist sie für Frankreich eine geistige Bereicherung geworden, ein Beispiel für ein Leben voll Energie, Tat und Liebe.

Sie war die Tochter von General Bassot. In früher Jugend schon fühlte sie sich denen zugewandt, die in dem harten und elenden Leben Halt, Verständnis und inneren Aufschwung brauchten. Ihre gutbürgerliche Familie widersetzte sich ihrer Berufung — sie wartet, sie geduldet sich, sie fordert freien Weg ohne nachzulassen. Schließlich mit 28 Jahren entscheidet sie sich. Sie hat vor ein paar Tagen eine Hundertfranken-Note in ihr Kleid genäht und bei Gelegenheit verläßt sie heimlich das Haus. Sie findet Aufnahme im Maison social de Montrouge, wo sie eine erste Lehrzeit erlebt.

Aber die Familie verzeiht nicht; der Vater meldet die Erkrankung der Mutter und fordert die Heimkehr; sie eilt nach Nizza und dort hält man sie während drei Monaten vollkommen abgeschlossen von anderem Verkehr, wie gefangen. Ein mitfühlender Diener meldet dies einer Freundin nach Paris und diese hilft ihr zu erneutem Weggehen, diesmal in die Maison social de Levallois. Zweimal erlebt sie in den folgenden Monaten Aufstände hungernder Frauen, aber im Juli 1908 als Marie-Jeanne Bassot eine Ferienkolonie leitet, gelingt es den Eltern sie im Auto nach der Schweiz zu entführen, wo man sie als geisteskrank internieren will. Sie kann unterwegs einem Landarbeiter ein Telegramm an ihren Advokaten aufgeben, der sich für sie einsetzt und die Zeitungen berichten über den Skandal. Sie wird in Genf von der Familie in ein Asyl eingeliefert, sie bewahrt ihre Ruhe, lehnt aber ab, irgendeine Einwilligung zu unterschreiben und im Laufe von 48 Stunden — der leitende Arzt las inzwischen im „Temps" über die Angelegenheit — ist sie wieder frei.

Da steht sie nun allein in Genf, ohne Geld und ohne Freunde. Sie erzählt dem Telegraphenbeamten ihre Lage, bittet ihn ein Telegramm gratis zu spedieren. Sie kann ihn gewinnen, der Beamte verschickt das Telegramm und leiht ihr Geld. Schon abends kann sie ihm durch telegraphisch gekommene Hilfe das Darlehen zurückgeben. Nach Paris zurückgekehrt, muß sie, um endlich vor Angriffen sicher zu sein, prozessieren. Sie verlangt nicht anderes, als nach ihrem Wunsche leben zu können und als ernsthafter und gesunder Mensch rehabilitiert zu werden. Sie gewinnt, nun wendet sich die Familie gegen die sozialen Werke: Der französischen Regierung versichert sie, daß es sich um getarnte Kongregationen handle. In Rom klagen die Eltern die Werke und ihre Leiterinnen der Ketzerei an! — Die Schließung dieser sozialen Werke wird dekretiert!

So sehen wir M.-J. Bassot wieder allein, ohne Geld, ohne Arbeitsgebiet, aber man würde sie schlecht kennen, wenn man glauben würde, sie wäre entmutigt gewesen. Sie mietet in Levallois, einem Arbeiterviertel, zwei kleine Zimmer. Sie gibt Klavierstunden und macht Hausbesuche in der Nachbarschaft.

Fräulein Girart, früher Krankenschwester bei den sozialen Werken, ebenfalls verfolgt, zieht zu ihr und bald wird die ärmliche kleine Wohnung von der Bevölkerung so überlaufen, daß man die Beiden vor die Türe setzt. Nun kommt aber auch die erste Hilfe. Die Beiden können eine vierzimmerige Wohnung mieten, wo sie frei sind, Hilfesuchende zu empfangen. Schließlich gelingt die Einrichtung eines kleinen Hauses (dasselbe, in dem M.-J. Bassot jetzt verschieden ist). Während der ganzen Kriegsjahre wird dies Haus zum trostspendenden

Mittelpunkt für Ungezählte.

Weitere Helferinnen kommen dazu: Fürsorgerinnen, das amerikanische Rote Kreuz, Organisationen für Frauenheimarbeit usw., all dies im Dienste der Nachbarschaft.

Nach Schluß des Weltkrieges geht M.-J. Bassot nach Amerika, die dortigen sozialen Siedelungen, ihre Organisationen und ihr Leben zu studieren. Bei ihrer Rückkehr 1919 erlaubt ihr eine großartige Spende, anschließend an ihr kleines Haus ein großes Gut zu erwerben. Mehrere Häuser, ein großer Garten umfassen nun die verschiedenen Werke. M.-J. Bassot schafft im Interesse der Kinder, der Jugendlichen, ihrer Pflege und Erziehung. Sportliche, künstlerische und berufliche Ausbildung der Schützlinge liegt ihr gleicherweise am Herzen, wie eine gesunde und schöne Gestaltung der Freizeit für Kinder und Erwachsene. Eine Tuberkulosen-Fürsorgestelle wird ebenfalls in ihrer Siedelung aufgetan. Eine Zahnklinik, Kindergarten, Haushaltungsschule, Sprachkurse, Kino, Bibliothek usw. vervollständigen das immer größer werdende Werk. 1926 stiftet Mlle. Bourget der Siedelung ein Erholungsheim, 1928 ist Levallois in großer Form ausgebaut. 1933 wird in einem andern Quartier eine „Filiale" aufgetan. Schon vorher 1930 gründet sie la Résidence de St-Ouen und im gleichen Jahre eröffnet sie eine

soziale Frauenschule,

in der sie mit andern Mitarbeiterinnen gemeinsam junge Mädchen in die vielfältige Arbeit einführt. Endlich 1932 wird auch die Regierung auf das bewunderungswürdige Werk aufmerksam und zeichnet M.-J. Bassot durch das Abzeichen der Legion d'honneur aus.

Nach einer langen und schmerzhaften Krankheit, mit Geduld ertragen, stirbt sie mit 57 Jahren. Ihr letztes Wort war: „Liebet euch untereinander, das allein ist wichtig". Sie liebte das Leben, sie liebte die Menschen, sie suchte und entdeckte immer das Gute auch im Bösen; sie arbeitete mit einer Freude ohne jede Einschränkung, mit der Freude zu geben, zu dienen, zu helfen mit ihrer Intelligenz und ihrem Herzen. Sie bleibt eines der großen Beispiele fraulichen Wirkens in unserer Zeit. Sie hinterläßt ein großes und lebendiges Werk, das weiterhin der Masse der Bevölkerung Zuflucht- und Bildungsstätte sein wird. —

Das Recht auf Arbeit

Im Bestreben, die Arbeitslosigkeit zu verringern, greift man zu dem verkehrten Mittel, die Frauen immer mehr von den Arbeitsplätzen zu verdrängen. Besonders fühlbar wirken sich diese Tendenzen auch in den

kaufmännischen Berufen

aus. Erfreulicherweise finden diese Fragen aber immerhin noch gerechte Beurteilung in den Fachkreisen der Kaufleute selbst. Einsichtige wissen es wohl, daß Verdrängung und Verbilligung der Frauenarbeit nur dazu führt, die Frauen zwangsweise zu Konkurrentinnen zu machen, welche dann lohndrückend wirken müßten. So schreibt man zu diesen Fragen im Schw. Kaufmännischen Zentralblatt folgende Betrachtungen:

N. G. Je stärker die Krise sich in unserm Lande auswirkt und je höher die Zahl der Arbeitslosen steigt, desto zahlreicher und ungescheuter werden auch die Angriffe gegen die bisher von den Arbeitnehmern errungenen Positionen. Nach dem Gesetz des Angriffs auf den Ort des geringsten Widerstandes drückt man gewöhnlich die wirtschaftlich Schwächsten am meisten und unter diesen natürlich in erster Linie die erwerbstätige Frau, die nicht nur der besten Waffe, der politischen Rechte und damit der eigenen Vertretung in den Behörden, beraubt ist, sondern leider in kurzsichtiger Weise oft auch noch von den männlichen Arbeitskollegen angegriffen und in ihrem Arbeits- und Existenzrecht angefochten wird.

Die Tatsache, daß durch ein so unkluges, wie ungerechtes Vorgehen die Krise weder gelöst, noch gemildert wird, vielmehr durch Uneinigkeit unter den Arbeitnehmern die Stellung aller Erwerbstätigen nur geschwächt wird, ja die Angriffe der Arbeitgeber geradezu herausgefordert werden, scheint bei vielen kaufmännischen und Bankangestellten noch nicht erfaßt worden zu sein. Ein Beispiel dafür ist m. E. die mit dem Lohnabbau beim Bankpersonal vorgekommene

Schlechterstellung

der weiblichen Bankangestellten, zu der wohl auch die wenig kollegiale Einstellung eines Teils der männlichen Kollegen beitrug. Nach den Publikationen im Bankpersonalorgan sind ungeschulte und ungelernte Ausläufer und Portiers bei Fr. 2700 Minimum abgebaut worden, weibliche Bankangestellte mit kaufmännischer Schul- und Berufsbildung aber schon bei Fr. 2500, also volle Fr. 700 unter dem allen gleichgebildeten Kollegen zugestandenen Minimum von Fr. 3200 (bei gleichen Lebenskosten der Ledigen beider Geschlechter). Hier wurden also geschulte Angestellte nur um ihres Geschlechtes willen wirtschaftlich und damit auch sozial unter ungelernteres Dienstpersonal gestellt und damit um die Früchte jahrelanger höherer Berufs- und Schulbildung gebracht, sicher nicht nur zum Schaden der Betroffenen, sondern des ganzen Standes.

Es stimmt nachdenklich, daß es immer wieder bürgerliche Kreise sind, die der Frau wohl die Schul- und Berufsausbildung zugestehen, ihr aber in ganz unlogischer Weise die der höhern Ausbildung zukommende gleiche Salarierung verweigern und so, selbst bei bester Qualifikation, jeden Aufstieg verunmöglichen. Es sollte doch selbstverständlich sein, daß gleiche Bildung auch gleiche Kulturbedürfnisse schafft, deren Befriedigung für diese Frauen gleich notwendig ist wie für den Mann. Daß unter solchen Umständen Geschäftsinteresse und Arbeitsfreude leiden müssen, ist sicherlich nicht im Interesse des Arbeitgebers. Was das Vorgehen der Banken gegenüber ihrem weiblichen Personal noch unverständlicher macht, ist die Ueberlegung, daß die gemachten Einsparungen weder auf die Höhe der Dividende oder des Reingewinnes irgendwelchen Einfluß haben können, während doch auch Tausende von Frauen den Banken Arbeit verschaffen.

Durchaus dem Zeitgeist entsprechend ist auch die in letzter Zeit öfters auftauchende Drohung der Ersetzung weiblicher Arbeitskräfte durch männliche. Das Gefühl für das Unchristliche und Absurde der Brotlosmachung und beruflichen und geistigen Verkrüppelung weiblicher Arbeitnehmer zugunsten männlicher Brotverdiener scheint leider weitherum, dank den von Norden einströmenden Einflüssen, abhanden gekommen zu sein. Das darf und soll aber die berufstätigen Frauen nicht abhalten: für ihr gutes Recht zu kämpfen. Die weiblichen Angestellten im kaufmännischen und Bankgewerbe dürfen es sich ruhig sagen, daß man sie heute noch beschäftigt, weil sehr viele unter ihnen ebenso gute und bessere Arbeit leisten als Kollegen, die man dafür höher bezahlt.

Bei dieser Gelegenheit soll einmal gegen einen gedankenlosen Ausspruch Stellung genommen werden, die Mädchen könnten sich ja im Haushalt betätigen. Abgesehen davon, daß dort ja gar nicht alle Platz fänden, wird sich die Frau, die ja auch bei uns die große Mehrzahl der Bevölkerung stellt, ihr Recht auf die Wahl des Berufes (in der sie leider heute noch eingeschränkt genug ist) nicht mehr nehmen lassen. Man mutet ja den Kollegen auch nicht zu, sich z. B. als Hausknecht zu verdingen. Zudem haben nicht alle Frauen Freude an der Hausarbeit und das Geschick dazu; es heiraten ja auch die Tausende der Ueberzähligen nicht; diese Frauen brauchen zum vollwertigen Menschentum gerade so gut

Wissen Sie es?

Daß als **Ostergeschenk** ein Abonnement des **Schweizer Frauenblatt** große Freude machen kann?

Eine hübsche Geschenk-Karte sendet Ihnen auf Wunsch rechtzeitig die Administration des Schweizer Frauenblatt, Winterthur.

Aber der Gedanke, der da in ihrer Seele Leidensnacht entflammen, hebt sich nicht von dannen, er reckt sich riesengroß und drängt jegliches andere Fühlen beiseite. Als Anna den Wagen in den dämmerigen Hausflur schiebt, und des Knaben gebrechliche Glieder in ihren Armen fühlt, da sinkt ihr ganzes Empfinden völlig nieder vor der flammenden Macht dieses einen Gedankens, und sie murmelt mit unnennbarem Staunen: „Kein Wunder .... als .... der Tod? Nichts Lieberes als .... den ... Tod? Mein Kind! Mein Sohn! Sind wir denn irre gegangen?"

Die Worte, die sich wie schreckgelähmt nur schwer von den Lippen lösen, werden unterbrochen durch das Knarren der Zimmertür, in deren niederem Rahmen eine hohe Männergestalt sichtbar wird, die mit dem Kopf fast den Balken berührt, und eine mürrische Stimme spricht: „Nun, kommt ihr auch endlich nach Hause? Am Mittag fortgehen und in der Nacht wiederkommen, das ist das Rechte! Man könnte ja meinen, die Erde hätte euch gefressen oder ihr hättet auf der weiten Welt nichts zu tun, als wie reiche Herrenleut dem lieben Gott den Tag zu stehlen und herumzuflanieren!"

Die große, etwas vorgeneigte Gestalt tritt aus dem Türrahmen heraus und kommt mit schlarpenden Schritten in den Hausflur. Im Dämmern, das allenthalben herrscht, kann man die Züge des Mannes nicht erkennen. Er schüttelt zornig an dem Wagengriff und sagt heftig zu Anna, welche die Decken zusammenrafft: „Eil' dich ein wenig und sorg', daß ich Kaffee bekomme; ich sollte doch meinen, es wär' bald an der Zeit! Dein Vater ist auch noch da, Mädchen, und ich denke denn doch, dem käme nach allem ein wenig Achtung und Aufmerksamkeit zu! Verstanden!"

Anna hat bei dem harten Gezänk zuerst verstört aufgeblickt und wie in stummer Abwehr die Hände gerecht. Als sie merkt, daß der Knabe in ihren Armen aufschreckt und zu zittern beginnt, sagt sie hastig: „Gleich, Vater, sofort, Vater!" Sie schreitet vorsichtig in die vielsenstrige niedrige Stube und legt ihre Bürde auf ein dunkles Ledersofa, dessen weiße Kissen in dem Zwielicht gespenstisch leuchten. Behutsam nimmt sie dem Knaben das Mützchen ab und schiebt ihm ein Kissen unter den schweren Kopf.

Mechanisch zieht sie dann ihre Jacke aus, und als sie den Hut von den schweren Zöpfen nimmt, da reißen die krampfigen Finger heftig die Haare, als wolle sie durch einen körperlichen Schmerz gewaltsam sich loswinden von etwas Furchtbarem, das ihr ganzes Wesen in seinen unseligen Bann getan. Ihre schlanke Gestalt bäumt sich wie in hartem Kampfe, ungewollt zwängt sie hervor: „Laß mich, o, so laß mich doch!" Dann fragt sie, verwirrt durch ihr Irgendgespräch, laut und rauh: „Soll ich Licht machen, Vater?" — „Ja," zankt die grämige Stimme, „und das schnell!"

Als Anna die Lampe angezündet, grollt er weiter: „Kreuzdonnerwetter noch einmal, schraub' sie doch nicht so hoch, sei auch ein wenig aufs Sparen; es kostet, weiß Gott, so alles genug! Du solltest mal jeden Rappen selber verdienen müssen und nicht das warme Nest und die vollen Töpfe haben, dann würdest du von selber nicht so großspurig tun! Mache den Kaffee und setze ein wenig Dampf dahinter und stehe nicht da und caffe so dumm wie ein Oelgötze!"

Der Mann hat sich ungelenk in einen altmodischen Lehnstuhl fallen lassen und hält nun seine Knie, auf die er ein buntes, großes Tuch zum Trocknen ausbreitet, gegen den Ofen. Sein Gesicht ist von einem die groben Züge in wuftigem Rahmen einfassenden Barte bedeckt, der dem Kopf etwas Brutales, Erschreckendes gibt. Der ungefüge wilde Ausdruck des Gesichtes wird durch das graue, kurz und starr abstehende Kopfhaar noch vermehrt. Die kleinen Augen sind rotgerändert und blicken unter buschigen Brauen suchend hervor, als möchten sie eine Gelegenheit erspähen, die überschüssige Kraft des auch im Alter noch starken Körpers in irgendeiner Weise zu verausgaben.

„Wo bleibt der Tabak, Anna? Hast ihn wohl vergessen über dem Jungen da?"

„Nein, Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Flucht und Heimkehr

Von Marie Bretscher.

„Wohin?" fragte Werner Eden.

Er kam aus dem Geschäft nach Hause und freute sich wieder einmal früher fertig geworden zu sein.

„Ich habe noch einige Besorgungen zu machen," antwortete Lu. Sie standen in dem schmalen Vorgarten, der das Haus von der Straße trennte.

„Willst du den Wagen nehmen?"

„Nein, danke, es ist nicht nötig. In einer Stunde bin ich wieder hier, dann werden wir essen. Isabell ist soviel ich weiß, im Musikzimmer, und Lynn kommt, glaube ich, mit einer Aufgabe nicht zurecht."

Werner blickte verwundert. Er liebte es, wenn die Kinder ihn brauchten. Eigentlich hatte er sich hauptsächlich auf Lu gefreut. Sie war so schön und köstlich anzusehen, daß es ihn Ueberwindung kostete, sie gehen zu lassen.

„Adieu Lu" sagte er herzlich, „komm bald zurück!", dann, einer Sorge nachgehend: „Beeile dich nicht zu sehr, wir können schon warten."

Lu ging die Straße entlang. Der Abend sammelte seine letzte Glut in einer Wolke, wo sie verblieb, dann dunkler wurde und langsam erlosch. Bis dahin aber hatte Lu einen kleinen Platz erreicht, hatte ihre Hand in die Ruffins geschoben und war mit ihm in irgendeiner Richtung weitergegangen.

„Ich kann es nicht mehr aushalten", sagte Ruffin plötzlich, „wir müssen fort, morgen, übermorgen, so bald als möglich. Ich muß dich ganz besitzen, allein."

Verzweifelt drückte er ihren Arm an sich.

„Diese Nächte und diese vielen Stunden des Tages sind sinnlos. Du wirst alles haben, was du dir wünschest. Ich wüßte nichts, wozu ich nicht mächtig genug wäre."

Lu schwieg geblendet.

„Sprich", fuhr Ruffin fort, „wann soll es sein, quäle mich nicht, morgen?"

„Ja", antwortete Lu.

Ihr Gesicht war weißer als die Dämmerung. Einen Augenblick war ihr, als schwanke sie wie ein Mast auf stürmischer See.

Die Kinder hatten gute Nacht gesagt. Lynn war noch einmal zurückgekommen, um ihre liebe, schöne Mutter zu umarmen und schnell auf Vaters Knie zu klettern. Isabell war ihr gefolgt und hatte sie liebreich, selber wie ein Mütterlein, wieder hinausgeführt. Sie war schon so vernünftig mit ihren großen, samtbraunen Augen, die aus dem zarten

wie die Männer freie Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Die gegenwärtigen Angriffe auf das Arbeitsrecht der Frau müssen energisch zurückgewiesen werden. Pflicht aller berufstätigen Frauen jedoch ist es, die bisherigen Errungenschaften zu verteidigen und für die Kommenden hinüberzuretten: die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau. Es ist zu hoffen, daß sie dabei von weitsichtigen Kollegen, aber auch von Vätern und Brüdern unterstützt werden. Die Arbeitnehmer beider Geschlechter haben es heute wie noch nie nötig, zusammenzustehen, nicht aber sich gegenseitig zu bekämpfen.

Die Abwehr wäre viel leichter, wenn wir auch politisch mitzählen dürften. Es wäre im Interesse auch der Angestelltenkreise, sich dafür einzusetzen, daß endlich jede Steuerzahlerin ihre politischen Rechte erhält, denn so würden die Angestelltenverbände ein Anrecht auf stärkere Vertretung erlangen, was im Hinblick auf die Heranziehung der Berufsverbände bei einer künftigen Neuordnung von Wichtigkeit wäre.

„Neue" Mode

In der Mode ist es wieder einmal wie bei den Völkern. Es wird viel geredet von der Notwendigkeit einheitlicher Richtlinien, aber Unsicherheit herrscht hier wie dort.

Selbst die einzige Parole, welche die Mode diesmal gelten läßt, ist unbestimmt: gewisse Verbreiterung im oberen Drittel, unten schlank. Abgesehen davon, daß „unten schlank" gerade für jenen Teil der Frauenwelt fragwürdig ist, dem die Mode Hilfsmittel für gewisse Korrekturen mit der Linie sein sollte, kann auch die erwünschte „Verbreiterung" ganz verschieden ausgelegt werden; sie braucht, vielleicht im Aermel nur diskret angedeutet zu sein, es braucht ihr aber auch gar keine Beachtung geschenkt zu werden.

Ehrlich gesagt: das Neue liegt vielmehr in Stoffen, Farben, Garnituren als in der Linie. Steife Leinenkragen, Krösen-Andeutungen, Epaulette-Effekte, bedruckte Knöpfeltaillen sind nur Aperçus, so gut wie Chinesenblusen und -Tunuques. Wobei gern zugegeben wird, daß nähere Betrachtung chinesischer Schriftzeichen und ihre Verwendung als Detailvorlagen sich unter Umständen für unsere Stickerei-Industrie recht vorteilhaft auswirken könnte.

Was an Praktischem der vorjährigen Frühjahrs- und Sommermode zu eigen, behält sie bei: lose Jäckchen in allen Längen, Ensembles, mit Dreiviertel-Mänteln, eine Vorliebe für Blusen, maschinen- und handgestrickte Pull- und durchgeknöpfte Gillover. Nur daß für die letzteren nun auch viel Baumwollgarn verarbeitet wird. Die Schneiderjacke i. Favorit fast bis zum Uebermaß. Indem sie auch in Seiden, für den Abend speziell in Satin und dunklem Taffetas Cloqué, aber für alle möglichen Zwecke auch in hellem Baumwoll-, selbst in bedrucktem Waschstoff als modisch gilt, erleidet der Begriff „Tailleur" schwere Einbuße an Klassizität.

Stoffe tendieren in erster Linie zum Muster: im Gewebe selbst, in Gestrick oder Gewirk, im Druck. Im Vielerlei der zeichnerischen Kompositionen, der verfeinerten Druckmethoden, der zwei- bis zwölf- und mehrfarbigen Dessins auf schwereren und hauchfeinen Geweben wird immerhin eine Vorliebe für Blumenmotive erkenntlich. Auch diskreter Geschmack findet weitgehende Berücksichtigung. Aehnlich steht es speziell in den Lingeriegarnituren. Sie können von einer herzigen Schlichtheit und überaus damenhaft, reich, dabei fein. Knöpfe, Gürtel, Schmuckmotive, wirken nicht selten so stark, daß sie die Einfachheit von Kleid oder Ensemble übertönen. Gediegener Geschmack, kunstgewerblicher Einschlag und stark verkitschter Juhu-Stil stehen dicht nebeneinander. Zur Freude vieler kommt aber auch die Anstecklume wieder mehr zu Ehren. Vom Schönweilchen her schwingt da auch Violette im Bild, oder abendliche Imprimékleider werden dem Muster entsprechend noch mit Feldblümchensträußen garniert.

Immer reicher nüanciert ist die Palette. Mattes Hellblau und frühlingshaftes Aurikelrosa sind Favoriten. Eine ganze Gamme von Sensitönen wird mit braun, besonders mit schwarz gepaart. Grün ist satt und in Reseda-Schattierungen, auch mit grauem Unterton vermischt vertreten. Rot ist flammend nur für Garnituren, sonst als Rost vorherrschend. Ein erfreulich breiter Raum ist trotz allem marine, marine-weiß, schwarz-weiß eingeräumt. Braun behauptet sich und seidene Eleganz von Reinweiß hebt sich verlockend ab von den verschiedenen Leinen- und Hanftönen. Hauptmerkmal sind Stoff- und Farbdreiklänge für den aus Rock, Bluse, Jacke bestehenden Anzug.

Vom Standpunkt der einheitlichen Linie „am schlimmsten" sieht es unter den Hüten aus. Hier kennt Phantasie keine Grenzen, die Verschiedenartigkeit von Material und Formen kommt vielleicht den Wünschen der Frauenwelt entgegen, die Modistin aber kann darüber in helle Verzweiflung geraten. gt.

Alte Webekunst im fernen Bergtal

Die Leiterin der Webstube in St. Maria im Münstertal gibt uns im folgenden eine anschauliche Betrachtung zur Wiedereinführung der Weberei durch die Münstertaler Frauen:

Ungezählte Berufe gibt es heute, in Handel und Gewerbe, in Amt und Würden, die auch den Frauen offen stehen. Weniger zu den eigentlichen Berufen zählt man das Handweben. Verflochten mit der kunstgewerblichen Ausbildung, da und dort noch zur Selbstversorgung ausgeübt, in Kursen erlernt zu bescheidenem Nebenerwerb als Heimarbeit, kann man doch nur selten von der Berufsweberin sprechen. Und doch ist es ein Handwerk, das einst in hoher Blüte stand und auch heute wieder aller Beachtung wert ist.

Weit hinter den dunklen, prachtvollen Wäldern des Nationalparkes, über dem Ofenberg, an den Ostmarken des Landes, im bündnerischen Münstertal, wird das Handweben wieder zum eigentlichen Berufe vieler junger Mädchen. Die Webstube, die Arbeitsstätte der Weberinnen, wuchs aus Kursen, die vor 10 Jahren mit der Selbstversorgung als Ziel, gegeben wurden.

Es kam aber sofort nach den Kursen eine andere Frage auf. Könnten wir, wenn auch noch mit den bescheidensten Kenntnissen, nicht einen Erwerb für unser fernes Tal schaffen. Weenger Mädchen müßten in der Fremde die Arbeit suchen, ihre Heimat vielleicht auf immer verlassen. Neben den Arbeitsstunden am Webstuhl könnte man noch manches im Haus und Hof daheim helfen und für später lernen, und dazu in der Heimat bleiben, die so schön und uns allen lieb ist.

Zaghaft und scheu hat man begonnen. Es gab viel zu kämpfen und manchmal hieß es den Mut zusammenlesen wie verlorene Erbsen. Aus allen Winkeln des Herzens hieß es tapfer sein. Was war für uns Frauenleute nur der Verkauf für ein Ungeheuer und der Handel und die Abgaben an die Wiederverkäufer. — Wie gerne hätten wir nur für uns gewebt, und unsere eigenen nötigen Dinge gearbeitet. Es ging nun einmal nicht, denn alle Umstände die Arbeitslosigkeit, die Krise, die Bergbauernfrage forderten etwas anderes von uns, zu dem wir nicht vorbereitet waren.

Langsam ist es denn doch gewachsen und geworden und hat Wurzel geschlagen das Bäumlein, und Früchte getragen. Heute können

17 Mädchen

des Tales das ganze Jahr in den Werkstätten arbeiten, und die Webstube zählt jährlich 20,000 Franken reine Arbeitslöhne aus. Es werden Stundenlöhne gegeben, um die arme Hetze des Akkordes zu vermeiden, die Arbeitsfreude, die Auffassung des Arbeitens überhaupt zu heben.

Und wir haben unsere Arbeit, unser Handwerk sehr lieb. Ungeahnte Möglichkeiten liegen in den paar Hölzern eines Webstuhles. So viele, daß wir immer Lernende bleiben werden. Staunend stehen wir vor den überaus schönen kunstvollen und gediegenen Geweben und Arbeiten unserer Ahnfrauen. In diesen Stoffen liegt so viel Hingabe und Beschaulichkeit, wie wir heutigen Menschen nicht mehr aufbringen können. — Ob es auch daran liegt, daß wir die schönsten Dinge unserer Altvorderen nicht wieder zu erstellen imstande sind? — Aber das Staunen ob all den wertvollen Leistungen der frühern läßt uns doch nicht stillestehen. Und wir hier, am äußersten Winkel des Landes, durften den Faden guter, alter Ueberlieferung dann aufnehmen, als er am Zerreißen war.

Unsere Arbeit ist uns auch darum lieb, weil sie eine treffliche Erzieherin ist. Sie lehrt uns Geduld üben, genau sein, immer wieder vorne anfangen. Hier wurde uns offenbar, was es heißt, wenn einer seine Pflicht nicht tut, aus der Bahn tritt und damit alle andern in ihren Werken hemmt. Auch die Fäden haben uns gelehrt: jeder an seinem Platze still das seine tun und so mithelfen zu einem schönen wertvollen Ganzen. Ein Fehler, eine Nachlässigkeit kann uns zu langem, ernstem Vorwurf werden.

Und wie vielgestaltig die Arbeit am Webstuhl ist, besonders da, wo man grundsätzlich beim alten Webstuhl blieb, keinerlei mechanische Hilfsmittel, Motörli, Zähluhren und dergleichen fremde Dinge, anbringen ließ. Alles muß die Weberin selber denken, selber in Bewegung setzen mit ihren Händen und Füßen. Auch sämtliche Vorarbeiten werden bei uns von der Weberin ausgeführt. Dadurch ist die Arbeit sehr abwechslungsreich und kann auch sonst, der großen Vielfältigkeen der Gewebe halber zu keiner Erstarrung führen. Dazu ist es eine schöpferische Arbeit, die sehr befriedigt und erfreut. Am Webstuhl lernt man das Material schätzen und kennen, achtet und bewundert die Arbeit der Spinnerin und des Färbers. Wie viel sagt ein blühendes Flachsfeld gerade der Weberin, die in ihm schon den silberglänzenden Faden sieht, und die vielen Arbeitsgänge bis aus den Stengeln der Pflanzen das spinnbereite Haar oder das fertige Garn entsteht. — Die Geschichten von den Garnstangen, die tatsächlich ihre Tücken haben, sind jedenfalls nicht nur Erdachtes, sie sind auch heute noch zu erleben.

Dann die Wolle — das weiche, bereite Material, ist der Weberin ebenso lieb und vertraut wie das Leinen. Auch damit geht man ganz anders um, wenn man um die Arbeit weiß, die nur schon eine fertige Wollstrange erheischt. Ja, man beginnt sich um die Schafzucht zu kümmern, wie es die Bäuerinnen auch immer taten. Sie wußten genau, zu welchen Zwecken die verschiedenen Schafe die Wollen lieferten.

Durch die natürliche Schönheit in Leinen und Wollen beeinflußt, lernt die Weberin anders schauen, als sie es bis jetzt vielleicht gewohnt war. Das schöne Geschmackvolle wird ihr zu einem Begriff, der sich nicht nur in der Arbeit, auch in ihrem Daheim, ihrer Kleidung geltend macht. Beim Weben erlebt man das harte Aufeinanderprallen der Farben besonders stark, und dies leyrt einem Uebergänge und Vermittlung zu suchen. Langsam in jahrelangem Umgang mit dem Webstuhl und Material lernt die Weberin das Laute und besonders alles Fremde, Künstliche meiden. Sie weiß zu unterscheiden: Schein und Echtheit, Kitsch und gutes, bodenständiges Kulturgut. — Wie ganz anders ist ihre Einstellung zum fertigen Gewebe und es wird ihr weniger einfallen, den Stoff sinnlos zu verschneiden, um irgend einen Modespickel oder Zacken einzusetzen.

So wird der Beruf der Weberin im Bergtal nicht nur Verdienst bringen, ihre Arbeitsstätte wird ihr auch innere Werte vermitteln, die sich in ihrem spätern Frau- und Mutterseln auswirken dürften. Sie wird zur Trägerin der heimatlichen Bodenständigkeit und volkstümlichen Gutes, lernt in enger Arbeitsgemeinschaft mit ihren Jugendgespielinnen eine Aufgabe an der Heimat erfassen und erfüllen.

Und wenn sie die in der Werkstätte gearbeitete Aussteuer heimführt, oder später dort die Hosen für ihren Aeltesten und dessen Vater selbst webt, dann ist doch ein Samenkörnlein gelegt zu dem, was uns über eine krisenschwere, geldlüsterne Zeit hinaustragen könnte. —

Weniger, viel weniger besitzen, dafür selbstgeschaffenes, einfaches von schlichter Schönheit, in dem wir noch das Denken und die Hand des Menschen erkennen können. Li.

Was sagt die Leserin?

Es mag wohl mancher Leserin ergangen sein wie mir, als sie die interessanten Ausführungen von Dr. Helen Schoene-Flügel über:

„Die Verantwortlichkeit der Frau als Konsumentin"

las, daß ihr die tragische Problematik unseres ganzen Wirtschaftslebens neu schmerzvoll bewußt wurde. Lese ich den Satz: „Verschwendung liegt vor, wenn die regelmäßigen Ausgaben bedeutend höher sind als das normale Einkommen," so steigt die unabsehbare Schar von Frauen, Auch-Konsumentinnen, vor mir auf, die diesem Satz nach zu Verschwenderinnen gestempelt werden, wenn sie nur das zum Leben Notwendigste für sich und ihre Familie kaufen wollten, was ihr Einkommen weit übersteigen würde.*

Wir konnten es in Nr. 1 des Frauenblattes unter dem Titel „Frierende Menschen", lesen, wie auch bei uns in der Schweiz mit ihrem „hohen Lebensstandard" Menschen in der Kälte in dünnen Kleidern und zerrissenen Schuhen herumlaufen. In dem angeführten Artikel heißt es: „Alle Menschen wissen heute, daß es eine Menge Hungernder, Frierender und Arbeitsloser gibt. Aber dieses Darum-Wissen schafft ihnen keine Unruhe und verpflichtet sie zu nichts."

Ich hoffe diesem schweren Vorwurf gegenüber, daß doch wir Frauen uns zum mindesten beunruhigen lassen. Es betrübt mich immer ganz besonders, wenn ich es bei Frauen erlebe, daß sie diese doch vorhandene Unruhe bei sich selbst zu beschwichtigen versuchen mit den bekannten Ausflüchten vom schlechten Einteilen der Hausfrauen, von den zu hohen Ansprüchen, von der notwendigen Rückkehr zur Einfachheit, und was man bei solchen Anlässen alles zu hören bekommt. Und eben darum brauchen m. E. die Ausführungen von Dr. Schoene-Flügel eine Ergänzung, um nicht ungewollt zu dieser verhängnisvollen Beruhigung mitzuhelfen.

Frau Dr. Sch. schreibt im Frauenblatt Nr. 8: „Die Wirkungen der Einkaufs- und Verbrauchsfehler auf Familie, Volkswirtschaft und Staat sind vielgestaltig. Wenn zu viel Geld vertan, oder Geld nicht richtig ausgegeben wird, so reicht das Einkommen nicht aus. Es treten in der Familie Zeiten von finanzieller Not und Bedrängnis ein, gegen die sie sich auf ihre Art wehren wird, sei es durch Darben, Schulden machen oder Vorschuß geben lassen, eventuell auch durch das Verlangen nach Lohn- oder Gehaltserhöhungen. Ein Stagnieren oder sogar ein Sinken des Lebensniveaus wird eintreten; denn es sind keine Mittel mehr vorhanden zur Pflege des geistigen Lebens und der kulturellen Güter."

Da wäre nun die wichtige Unterscheidung zu machen zwischen den Fällen, wo ein anständiges Einkommen besteht und wirklich die Untüchtigkeit der Hausfrau an dem Herabsinken der Familie Schuld trägt, und den andern, wo das Einkommen so gering ist, daß ohne jede Schuld der Hausmutter eine Zerrüttung des Familienlebens eintritt. Könnte nicht eine über die Einkommensverhältnisse unserer Arbeiterschaft gut orientierte Frau uns einmal Tatsachen bringen? Denn unsere Unwissenheit auf diesem so wichtigen Gebiet ist verhängnisvoll. Was nützen uns die schönsten Theorien, wenn wir so wenig wirklich wissen vom täglichen Leben, von der täglichen Mühsal und Not unserer Mitschwestern. Nur dieses Wissen könnte uns davor bewahren, abzuurteilen über sie, wozu wir aus unserm so anders gesicherten und geschützten Dasein heraus wahrlich kein Recht haben.

Wir haben soeben die Annahme des Finanzprogramms mit seinem Lohnabbau für die Bundesbediensteten erlebt. Ich las dieser Tage, daß mit Annahme dieses Programmes das Einkommen eines Postgehilfen, eines Stationswärters, eines Güter- oder Fahrdienstarbeiters z. B. in Zürich, trotz Ortszulage mit 11 Dienstjahren noch um 400—550 Fr. unter dem betreibungsamtlichen Existenzminimum für eine Familie mit zwei Kindern zurückbleibt. Und das ist der so bevorzugte und ach wie sehr beneidete Bundesangestellte! Da sind keine Mittel vorhanden zur Pflege des kulturellen Lebens und der geistigen Güter, auch wenn die Hausfrau noch so weise einteilt.

Dem gegenüber sehen wir dann die von Dr. Schoene-Flügel geschilderte Knauserige, die „dau-

* Wir glauben allerdings, im Namen der Verfasserin des erwähnten Artikels sagen zu können, daß deren theoretische Ausführungen das Wort Verschwendung nicht in diesem Sinne angewandt, also nicht etwa als Verneinung der Konsumentin gebraucht haben, sondern lediglich im theoretisch volkswirtschaftlichen Sinne. Niemand wird es wagen, der Hausfrau, deren Einkünfte zu klein zu richtiger Lebensführung sind, den Vorwurf der Verschwendung oder schlechten Wirtschaftsführung zu machen. Red.

Teurer Sport . . .

das Gute so weit zu suchen, wenn es so nahe liegt. Fr. 10,000 werden an die Löser des Nago-Wettbewerbes verteilt, da heißt es, sofort zugreifen und beim bodenständigen Lebensmittelgeschäft einen Prospekt verlangen. Es geht um Banago, Nagomalator und die feinen NAGO-Schokoladen. Miralpa. C 4

Ramalpa + 10'000 Franken

Gesichtchen blickten, als verstünden sie alles. Sie versprach schön zu werden wie ihre Mutter. Lynn glich eher dem Vater. An ihr war alles rundlich und blond; ihrem frischen, herzlichen Lachen war nicht leicht zu widerstehen.

„Fehlt dir etwas?" fragte Werner.

Lu war so blaß, daß er sich ernstlich besorgt über sie neigte. Sie sah sein Gesicht sehr nah. Seine Augen erschreckten sie. Nein, es war unmöglich, er wußte nichts. Sie nahm sich zusammen.

„Ob", lachte sie, „was sollte mir fehlen! Sieh mich nicht so an! Du könntest entdecken, daß ich älter werde."

Blitzschnell sah sie, was sie gesagt hatte, fühlte ein leises Welken. Nein, noch nicht, dachte sie entsetzt.

„Könnten wir nicht ausgehen?" fragte sie, „ich hätte solche Lust, etwas zu hören oder zu sehen."

„Gern", antwortete Werner.

Er wäre sehr viel lieber zu Hause geblieben. Aber es war auch schön, neben Lu im Auto zu sitzen und dann zu sehen, wie angeregt sie sich unterhielt. Im Spiegel, vor dem er seine Krawatte band, sah er Lus eine Schulter. Er hätte sie gerne geküßt. Eine große Zärtlichkeit erfüllte ihn. Nicht jetzt, dachte er, wir müssen uns beeilen.

Nacht glitt an ihnen vorbei. Nur vorn warf der Wagen seinen hellen Schein. Dann tauchten Lichter auf, zerrissen die Dunkelheit, es war, als fänge sie mit einem Fieber.

„Fahre langsamer!" bat Lu.

Sie wäre am liebsten so sitzen geblieben, bis der Tag sie geholt hätte. Der Tag, das war Ruffin. Sie sah wie in einem Traum sein Gesicht von goldener Röte übergossen.

„Nein, nicht aussteigen!" bat sie, da das Auto vor einem offenen Portale hielt. „Laß uns noch ein wenig herumfahren! Oder bist du müde?"

Werner verneinte. Er war nie müde, wenn Lu etwas wünschte.

„Marlene hat mir geschrieben, daß sie mich gern wieder einmal einige Tage bei sich sehen würde", sagte Lu in eine Ecke des Wagens hinein.

„Möchtest du gehen?" fragte Werner.

„Eigentlich . . . ja", antwortete Lu, „morgen, wenn es dir recht ist; ich bin es ihr schuldig, also besser gleich."

Sie rieb die Handflächen aneinander.

Ich verrate mich, dachte sie entsetzt, kann es nicht mehr zurückhalten. Eine erschütternde Sehnsucht alles zu sagen, erfaßte sie. Werner fühlte ihre Erregung.

„Gut, gut", beruhigte er, „eine kleine Abwechslung kann dir nichts schaden, und ein paar Tage sind keine Ewigkeit."

„Isabell sollte vielleicht nicht so viel lesen, und Lynn . . . ja, das Rechnen fällt ihr schwer, aber sonst kommt sie gut vorwärts . . ."

Werner lachte.

„Es hört sich an, als ob du auf Jahre fortzureisen gedächtest. Immerhin, sei ruhig, ich werde mich um sie kümmern."

„Danke", sagte Lu.

Das Wort brannte vor ihren Augen, wollte nicht auslöschen.

*

Ein rascher Wind fegte durch die Straßen. Manchmal stand er einen Augenblick still, als besänne er sich, und dann rollten ein paar Regentropfen über sein Gesicht. Allein, wenn er sich aufraffte und weiterzog, tönte es wie grimmiges Lachen. Lu schloß die Türe, Sie trug ein Köfferchen in der Hand. Werner war im Geschäft, die Kinder in der Schule, sie hatte verboten, daß jemand sie begleite. Man war fröhlich auseinander gegangen. Nachher würde sie schreiben. Ein Schmerz wuchs in ihr, benahm ihr den Atem. Sie blieb stehen und blickte zurück. Im Gärtchen blühten noch einige Rosen. Ein jäher Schrecken durchzuckte sie. In acht Tagen war Lynns Geburtstag. Dazu wurden immer die letzten Rosen geschnitten. Ihr Stillstehen fiel auf. Eine Vorübergehende musterte sie neugierig. Sie mußte weiter, zurück oder vorwärts. Zurück, dachte sie verzweifelt und ging raschen Schrittes voran.

„Endlich!" sagte Ruffin.

Ein Windstoß riß ihm das Wort von den Lippen und zerfetzte es.

„In einer halben Stunde fährt der Zug, ich habe alles geordnet. Sollten wir nicht lieber ein Auto nehmen?"

Nein, Lu zog es vor, im Tram zum Bahnhof zu fahren. Es war unauffälliger. Hundertmal hatte sie sich diesen Weg ausgedacht, und ihr Herz hatte dabei gezittert wie ein von einem Sonnenstrahl getroffener Tropfen. Jetzt war es still und traurig.

„Lu", bat Ruffin. „sieh mich an, nimm es nicht so schwer, denke an uns!"

Leute kamen hinzu. Sie sprachen nicht mehr, standen fremd neben einander und blickten angestrengt gleichgültig nach verschiedenen Seiten.

Sie saßen vorn im Wagen. Bei jeder Haltestelle stiegen Leute aus und ein. Nach einiger Zeit setzte sich ein Herr ihnen gegenüber, den Lu kannte. Sie beantwortete eine freundliche Frage nach ihrem Ergehen. Ja, auch ihren Gatten und den Kindern gehe es gut. Einen Augenblick war ihr, als mache sie eine Besorgung und sei in ungefähr einer Stunde wieder zu Hause. Niederblickend sah sie Ruffins Knie. Eine wilde Röte flog wie ein heißer Wind über ihren Leib. „Ich wüßte nichts, wozu ich nicht mächtig genug wäre", tönte es in ihr. Tore sprangen auf, hohe Berge wandelten sich in ein Häuflein Staub, und das Meer sandte seine Wellen, um ihre Füße zu tragen. Lu blickte auf. Der Herr gegenüber hatte sich bewegt. Ein tödliches Entsetzen erfaßte sie, da sie sein Gesicht sah. Es war verzerrt, mit weit aufgerissenen Augen. Der Wagen raste bergab. Eine Mauer flog ihm entgegen. Schreie gellten auf.

„Ruffin!" bat Lu.

Ein Arm legte sich um sie, kraftlos, gelähmt. Ein Schluchzen stieg in ihre Kehle. Der Tod löschte es aus.

Er war gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Verwüstung und Entsetzen hinter sich lassend. Er mochte dahingehen wie ein reines, weißes Licht, das seine Leichtigkeit kennt und keine Schwere, keinen Tag und keine Nacht, das kein Wehen zum Zittern bringt und kein Sturm auslöscht. Hinter ihm aber, da, wo er eine kleine Weile gestanden hatte, waren Welten zusammengestürzt; was geblüht hatte, war plötzlich reif geworden und hingesunken wie dürres Gras.

Lu war wieder zu Hause, tief eingebettet in die Liebe ihrer Familie. Keine Schreie, nichts Lautes war um sie. Ihre Ruhe sollte nicht gestört werden. Nur Tränen glühten und rannen Tag und Nacht. Die Luft war von Schmerzen gesättigt. Doch da, wo alles sichtbar ist, war wohl ein mildes, barmherziges Lächeln.

ernd unter ihrem Einkommensniveau lebt, und damit gegen die Pflicht der Konsumentin verstößt, nach Möglichkeit der leidenden Wirtschaft Arbeit zuzuführen". Auf der einen Seite die unabiehbare Schar von Müttern, die das Allernotwendigste nicht kaufen können, die in Sorgen und Mangel verkümmern — auf der andern Seite die Frauen, die man mahnen muß, doch ja über ihre eigentlichen Bedürfnisse hinaus anzuschaffen. Ist das nicht eine so unmögliche, verfahrene Welt?

Ist es nicht geradezu bewundernswert, wenn es noch Frauen gibt, die in solchem Druck, ohne Aussichten auf bessere Zeiten, ohne Feiern, ohne alle die geistigen Anregungen, die uns Bevorzugten geboten sind, doch nicht abgestumpft und gleichgültig werden, doch noch so eine Art von Familienleben pflegen können?

Mich dünkt, wir Frauen, die wir im Kampf gegen unsere Entrechtung viel Anfeindung und Unverständnis erfahren, wir vor allem sollten Verständnis und Sympathie aufbringen für diese unsere Schwestern. J. Sch.

Kraft geht vor Geist

Es dürfte die Mütter interessieren, von welchen Begründungen es abhängt, daß die Schüler im Deutschen Reich zu höheren Schulen zugelassen werden. „In einem Runderlaß des Ministeriums des Innern", so schreibt „Soziale Arbeit", „wird auf einen Erlaß des Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hingewiesen, der die körperliche Auslese der Schüler behandelt. Es wird darin bestimmt, daß Jugendliche mit schweren Leiden, sowie Träger von Erbkrankheiten nicht in die höhere Schule aufgenommen werden können. Jugendliche, die dauernde Scheu vor Körperpflege zeigen, werden von der höheren Schule verwiesen; desgleichen führt ein dauerndes Versagen bei den Leibesübungen, das sich vor allem in Mangel an Willen zu körperlicher Härte und Einsatzbereitschaft äußert, zur Verweisung."

Es folgt sodann ausführlich die Bezeichnung der Krankheiten, die unbedingt untauglich zum Besuch höherer Schulen machen, zu denen z. B. auch schweres Asthma und hochgradige Sehbehinderung gehören; ersteres bekanntlich ein Uebel, das behoben werden kann, letzteres durch Brillen weitgehend korrigiert. Welch' ein Druck muß sich nach und nach auf Eltern und Kinder legen, wenn ein hochbegabtes, aber „minderwertiges" Kind in der Familie ist. —

Von Büchern

Fritz Wartenweiler: „Volksbildungsheime = Wozu?" (Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich (Karton. Fr. 2.50.).

In der heutigen Zeit, in der es so nötig ist, dem Interesse des Volksganzen zu dienen, ist die vorliegende neue Schrift von Fritz Wartenweiler: „Volksbildungsheime — Wozu?", die überall und ganz besonders von der Jugend gelesen werden sollte, von besonderem Wert. Fritz Wartenweiler zeigt darin, wie durch gegenseitiges Verstehen und Achten eine starke Gemeinschaft entstehen kann, und daß auch unser Volk ihrer bedürfe. Er führt weiter aus, daß nur durch das Zusammenarbeiten richtige Volksbildung möglich sei und diese verlange Lebensgemeinschaft, die sich nur in einem Heim entfalten lasse. Er bringt Beispiele von schweizerischen Volksbildungsheimen, wie sie entstanden, welche Ziele sie sich setzen und mit welchen Erfolgen sie arbeiten. Ueberall entstehe durch Gemeinschaft in der Arbeit auch Gemeinschaft im Leid und in der Freude, so daß durch diese Volksbildung nicht nur das selbständige Denken gefördert werde, sondern auch das Gemüt gepflegt und bereichert werden könne. Der Mensch müsse wieder zur Nächstenliebe erzogen werden. Er dürfe nicht nur an sich denken, sondern solle gerne bereit sein, den andern zu helfen. Sch.

Koch- und Ernährungslehre als Sozialfach.

Das im Schulmaterialienverlag Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee, erschienene Lehrmittel „Grundlegender Kochunterricht" mit „Einführung in die Grundlagen der Ernährung" von E. Mettler wird vom Verband Schweizerwoche im folgenden eingehend gewürdigt:

„Das Buch möchte für die Anpassung an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einen gangbaren Weg weisen. Das Lehrmittel ist für den Gebrauch an Alltags- und Fortbildungsschulen bestimmt, wobei die ersteren als grundlegende Unterstufe mit selbständigem Abschlußergebnis gedacht sind, an die sich sowohl die Fortbildungsschule wie die Berufslehre anschließen können. Das Werk stützt sich auf den Gesamtunterricht der organisch zusammengehörenden Fächer: Ernährungslehre, Nahrungsmittellehre, Nährstofflehre, Bakteriologie, Kochen, Konservieren. Der Unterricht bezieht sich auf die Grundlagen dieser Fächer, welche insgesamt eine Reduktionsmethode bilden. Der theoretische Teil gibt Einsicht in grundlegende Erkenntnisse, welche im Kochunterricht in haus- und volkswirtschaftlicher, hygienischer und sozialer Beziehung verwertet werden sollen. Dadurch wird der Kochunterricht nicht zum Selbstzweck, sondern zur angewandten Ernährungs- und Nahrungsmittellehre, zum Sozialfach. Rationelle Ernährung bleibt oberstes Ziel. Durch die vereinfachten Unterrichtsgrundlagen, die Gestaltung des Kochunterrichtes als angewandte Naturkunde und das daraus hervorgehende Arbeitsprinzip entsteht auch sein allgemein erzieherisch-bildendes Ziel, das zu Urteilsfähigkeit und Selbständigkeit, zur Anpassung an das Leben befähigt. Das Werk stützt sich auf die neuere Ernährungslehre und ermöglicht vermittelst Grundrezeptlehre und Ernährungsmethodik die Anpassung an die ernährungshygienischen Forderungen in der gemischten, halb- und ganzvegetarischen Ernährungsweise.

Das Lehrmittel zeigt, wie möglichst billig, möglichst gut und möglichst gesund gekocht werden kann. Als Grundnahrung gilt das physiologische Existenzminimum und in der Anwendung das wirtschaftliche Prinzip. Für den Schulunterricht ist das Werk als Lehr- und Arbeitsbuch gedacht, und zwar in der Alltagsschule für die Zusammenarbeit zwischen Lehrerin und Schülerin, für vorgerücktere und obere Stufen wie in der Anleitung im Hause (Lehr- und eigene Töchter) als Arbeitsbuch, außerhalb des Unterrichtes für Hausfrauen und andere Interessenten zum Selbststudium.

Dem mit wissenschaftlicher Exaktheit geschriebenen, methodisch klar aufgebauten Lehrbuch ist als bedeutsame Neuerscheinung schweizerischer Frauenarbeit gebührende Beachtung und Verbreitung zu wünschen."

Kleine Rundschau

Ein neues Mütterheim.

Zwei neue Institutionen der Fürsorge für Mütter, resp. für ihre Säuglinge sind kürzlich ins Leben getreten. In Rorschach, Kronenstr. 14, wurde im Dezember 1935 ein Schweizerisches Erholungsheim für Wöchnerinnen und ihre Säuglinge mit 20 Betten eröffnet. Es soll vor allem solchen Müttern dienen, die in der Entbindungsanstalt allzu rasch andern Platz machen müssen und doch noch dringend einige Zeit der Ruhe bedürfen, bevor sie daheim wieder ihre Hausfrauenpflichten aufnehmen. Aber auch andere Mütter, die zu Hause entbunden werden, erwerbstätige oder sonst durch einen großen Pflichtenkreis belastete Frauen, die vor dem Wiedereintritt in das zermürbende Alltagsleben noch einige Zeit der Ruhe und der Kräftigung, ohne Trennung von ihren neugeborenen Kindlein, benötigen, nimmt das Heim auf. Das tägliche Kostgeld für Mütter beträgt 4 Fr., das für Säuglinge Fr. 1.50. —

Vom Wirken unserer Vereine

Schweiz. Verein dipl. Hausbeamtinnen der Haushaltungsschulen Zürich und St. Gallen.

An der 6. Generalversammlung in Zürich konnte die Präsidentin Ida Steffen mit Genugtuung berichten, daß sich der Verein gut weiter entwickelt. Der Fortbildungskurs vom 1. bis 7. September im Volkshochschulheim Casoja, gelang dank der Heimleitung und der interessanten Vorträge: über Hygiene von Frau Dr. med. Turnau, Trogen, und über Literatur von Frau Dr. phil. Huber-Bindschedler, Glarus, ganz besonders gut. Es beteiligten sich 30 Teilnehmerinnen und anschließend an den Kurs wurden auf einer Exkursion nach Davos verschiedene Sanatorien besichtigt, um einen Einblick in die Anstaltsbetriebe geben zu können.

Durch die Errichtung eines Zweigbureaus (November 1935) durch die Kommission der Haushaltungsschule St. Gallen hat sich die Stellenvermittlung mit großem Nutzen erweitert.

Es wurden als neue Vorstandsmitglieder Dora Straßer, demnächst Vorsteherin vom Volksheim Flawil und Mina Enderlin, Vorsteherin der Gemeindestube Schwanden, einstimmig gewählt. Darauf folgten die Wiederwahlen der weitern Vorstandsmitglieder und der Präsidentin. Nach der Festsetzung der nächsten Versammlung in St. Gallen sprach Dr. Ernst Kull, Sektionschef der Eidg. Finanzverwaltung, Bern, über das Thema: „Die Wirtschaftslage der Schweiz (Inventur der wirtschafts- und finanzpolitischen Probleme der Gegenwart"). Der Vortrag zeigte die Abhängigkeit der Schweiz von der Weltwirtschaft, das Anwachsen der Schwierigkeiten durch die Krise und die Versuche, aus der Verschuldung herauszukommen. Nach dem Vortrag wurde Fräulein Gwalter als Begründerin der Ausbildungskurse für Hausbeamtinnen mit Jubel begrüßt und zur Ehrenpräsidentin des Vereins ernannt. Unter ihrer Leitung fand 1911 der erste Hausbeamtinnenkurs statt mit 12 Schülerinnen, deren Zahl mit dem jetzigen 24. Kurs auf 373 angewachsen ist. Der gemütliche Teil brachte neben der Bewirtung Lieder und fröhliche Darbietungen.

Alkoholfreies Hotel „Seehof" Hilterfingen.

Aus dem Bericht der Genossenschaft, welche dank dem Gemeinschaftssinn der Schweizerfrauen für Uebernahme und Betrieb des Hotels vor einigen Jahren zustande kam, entnehmen wir, daß das Haus in der letztjährigen Hochsaison ganz besetzt war und daß tüchtig und rationell gearbeitet wurde. Möge es sich bei gutem Frühlingswetter gleich zu Beginn schon füllen! Die diesjährige Saison wird am 28. März beginnen. Ein neuer reich illustrierter Prospekt gibt ausführliche Angaben über das vor kurzem renovierte und seither mit allem Komfort versehene Hotel, das in ländlicher Stille in der Nähe von Thun liegt und eine freie Aussicht auf den See hat.

Die Genossenschafter haben auf den Pensionspreisen (mit Ausnahme der Minimalpreise) während der Vor- und Nachsaison eine Ermäßigung von 5 Prozent. Um immer weiteren Kreisen einen ruhigen und schönen Ferienaufenthalt zu ermöglichen, sind alle Preise wiederum reduziert worden. —

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Voranzeige:

Die Generalversammlung des Internationalen Frauenbundes findet vom 21. Sept. bis 2. Oktober in Dubrovnit (früher Ragusa) Jugoslavien, statt.

Es werden Fragen aus dem Arbeitskreise der Vereinigten Landfrauen der Welt zur Sprache kommen, sodann sind weitere öffentliche Versammlungen über „Die Frau in der Industrie" und „Die Jugend von Stadt und Land" vorgesehen. Selbstredend werden die eigentlichen Verhandlungen der Delegierten in den Kommissionen und Vollversammlungen den Hauptteil der Zeit in Anspruch nehmen (Programm folgt später), doch wird Zeit genug für gesellige Veranstaltungen und Besichtigungen bleiben, die es erlauben, mit den Frauen des Landes und den Kongreßbesucherinnen aller Länder in Verbindung zu treten.

Nähere Auskünfte an Interessentinnen erteilt der Vorstand des Bund Schweiz. Frauenvereine.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Jahresversammlung der Frauenzentrale beider Basel, 30. März, 17 Uhr, in der Frauen-Union. Nach den üblichen Traktanden um 19 Uhr einfaches Nachtessen, sodann 20 Uhr: Vortrag von Clara Nef, Herisau, Präsidentin des Bund Schw. Frauenvereine, über „Solidarität und Zusammenarbeit".

Schaffhausen: Vereinigung für Frauenstimmrecht. Generalversammlung, 23. März 1936, 19.30 Uhr, Randenburg: Lichtbildervortrag von E. Sutter, Frauenfeld: „Erlebnisse vom internationalen Frauenkongreß in Istanbul."

Zürich: Lyceumklub, literarische Sektion, 23. März, 17 Uhr, im Hause des Lyceumclub Rämistr. 26: Lilli Haller-Erinnerungsfeier unter Mitwirkung der Musiksektion. Dr. Esther Odermatt liest aus den Werken Lilli Hallers. Eintritt für Nichtmitglieder: Fr. 1.50

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 2, Hausmesserstraße 25, Telephon 50,635.

Feuilleton: Anna Herzog-Suter, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22,608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Der Geschmack von Tee, Kaffee,

Biskuits und Schokolade kann durch die Umgebung stark beeinflusst werden. In den Merkur-Filialen haben diese empfindlichen Waren keine unzuträgliche Nachbarschaft zu befürchten. Tee, Kaffee, Biskuits und Schokolade nehmen im Merkur keinen fremden Geruch an, sie behalten ihr ursprüngliches, eigenes Aroma, um so eher, da Merkur als Spezialgeschäft in diesen Waren grossen Umsatz hat und die Vorrate rasch wieder erneuert und ergänzt werden. Der angenehme frische Tee- oder Kaffeegeruch, den Sie in den Merkur-Filialen feststellen, bekräftigt diese Erklärung. Z 78

Ein Grund mehr im Merkur einzukaufen

TEE · KAFFEE · BISCUITS

171-1

Leinen oder Baumwolle

Diese und viele andere Fragen behandelt ein neuer Ratgeber für werdende Hausfrauen. Töchter, die ernsthaft den Kauf einer Aussteuer erwägen, verlangen die Broschüre kostenlos von P 57 Y

Schwob & Cie. Bern 26
Leinenweberei Hirschengraben 7

Stelle gesucht

in Anstalt oder Heim, für nettes, sauberes **Mädchen,** 21 Jahre alt, in allen Hausarbeiten bewandert, das auch gut waschen und bügeln kann, jedoch infolge Schwerhörigkeit und Beschränktheit der Fürsorge an der Arbeitsstelle bedarf. Bescheidener Lohn.

Frau Dr. Schürer, Berufsberaterin, Grenchen.
P 10222 Gr

Runzeln Z 49

Falten verschwinden fast über Nacht mit der Runzelcrème „La Jeunesse". Erfolg sofort ersichtlich, prima Anerkennung. Diskr. Nachnahmeversand à Fr. 6.50. **La Jeunesse, Abtlg. G, Neugasse 250, Zürich.**

Waschmaschine Bernina

(erstkl. Schweizerfabrikat) mit pat., äusserst kräftigem und zuverlässigem Wassermotor. - Erhältlich in allen Installationsgeschäften.

Sam. Nöthiger, Strengelbach
Aarg. Tel. 81.749 P 20633 On
Bitte verlangen Sie Prospekte.

Jahresberichte

besorgt vorteilhaft und gewissenhaft

Buchdruckerei Winterthur

Ecole d'Etudes Sociales pour Femmes, Genève

subventionnée par la Confédération p 4042 x

Semestre d'été: 16 avril-1er juillet 1936

Culture féminine générale. Formation professionnelle d'assistantes sociales (protection de l'enfance, etc.), de directrices d'établissements hospitaliers, secrétaires d'institutions sociales, bibliothécaires, laborantines. **Pension et cours ménagers au Foyer de l'Ecole (villa avec jardin).** Progr. (50 cts.) et rens. Rue Chs Bonnet 6.

NEUCHATEL

Französische Spezialklassen für fremdsprachige Töchter.

Keine Aufnahmeprüfungen. 18 Stunden wöchentl. Eintritt zu Beginn jeden Schulvierteljahres.

Nächste Kurse: 14. April.

Auskünfte erteilt: P 1565 N

Direction des écoles secondaires et supérieurs Collège classique, Neuchâtel.

Lebenstüchtige Erziehung

im voralpinen Knaben-Institut u. L. E. H.

„Felsenegg" Zugerberg 1000 m ob. M.

Höhenaufenthalt ohne Unterbrechung d. Studien. Gegr. 1903. Sämtl. Schulstufen mit internem staatl. Handelsdipl., Handelsmatura und Sprachdipl. P 1197 G

Betriebsküchen, Kantinen, Wohlfahrtshäuser etc.

verwenden mit Vorliebe

die guten Rebsamen-Teigwaren

Es wird nur Hartweizengrieß verarbeitet

A. Rebsamen & Co. A.-G., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

LOEWEN-APOTHEKE

Bahnhofstraße 58

Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich

Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Tel. 33.571. Bestellungen prompt und franko. P 43 Z

Bei Adreß-Änderungen

soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.

Die Expedition.